

# Dä nid weis, was Liebi heisst

Autor(en): **Sempert, Sylvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **9 (2001)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961976>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# MUNDART

## FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

9. JAHRGANG

DEZEMBER 2001

NR.4

### DÄ NID WEIS, WAS LIEBI HEISST

*Der neue grosse Mundart-Roman  
von Werner Marti*

Es war ein guter Gedanke des «Forum»-Redaktors, in der letzten Nummer eine Textprobe aus diesem neuen Buch abzudrucken. So ist der Leser dieser Rezension (und vielleicht auch der künftige Leser des Romans!) schon ein wenig im Bild, worum es sich im nun folgenden Bericht handelt. Zwei grundlegende Dinge sind es, die er («sie» ist natürlich mitgemeint!) bei dieser «Vorlektüre» kennenlernt. Zunächst die Sprache des Autors, die wir ja schon aus seinem ersten Roman «Niklaus und Anna» kennen. Sie ist wiederum präzise und dem Erzählten angemessen. Es ist die Mundart, mit der er selber aufgewachsen ist, und was er erzählt, hat er ja nicht selber «erfunden», sondern es setzt sich aus unzähligen Erzähl-Bruchstücken zusammen, die ihm seit seiner Jugendzeit von Mutter,

Vater, Verwandten, aber auch über ergänzende Auskünfte zugeflossen sind, und alle diese Erzählteile stammen wiederum aus den Erinnerungen dieser Personen an «früher». So ergibt sich ein lebendiges Bild von der Zeit zwischen 1900 und 1914 und von den Menschen, die diese Zeit miterlebt haben. Und die zweite Erkenntnis auf Grund dieser Leseprobe, welche exakt den Anfang des Roman wiedergibt? Der Erzähler führt uns mit diesem Anfang gleich mitten hinein ins Geschehen.

### INHALTVERZEICHNIS

<i>Dä nid weis, was Liebe heisst</i>	1
<i>Churzum Wiehnacht</i>	5
<i>Gschichte zum Vorläse</i>	6
<i>Eine grundsätzliche Frage</i>	7
<i>Das erste Baselbieter Wörterbuch</i>	8
<i>Gedankenfötzeli von Margrit Staub-Hodern</i>	8
<i>Alfred Vogel: Geschichten von A-Z</i>	10
<i>Eine Kindheit von anno dazumal</i>	11
<i>Fritz Heidi: Limmatblüten</i>	12

Ohne Umschweife, ohne umständliche Erklärungen oder Vorgeschichte fängt er einfach an, an einem Morgen, der für die Hauptfigur der Geschichte den Beginn eines neuen Lebensabschnittes bedeutet. Alles was wir, dadurch neugierig gemacht, über diese Hauptperson wissen möchten, erfahren wir nach und nach, so wie wir ja auch selber neue Bekannte erst mit der Zeit richtig kennenlernen. Was hier sehr hilfreich ist: im «Vorspann» des Buches findet sich eine Art tabellarische Aufstellung der vorkommenden Personen, wo sie herkommen, wo sie hingehören, wie die verschiedenen Lebenskreise miteinander verknüpft sind. So kann man jederzeit nachschlagen, wenn ein neuer Name auftaucht, und so ist Gewähr, dass man sich in dem Gefüge der Einzelschicksale, deren Wege sich irgendwo kreuzen, zurechtfindet. Und wenn wir schon bei der äusseren Form des Romans sind, sei auch noch ein besonders liebenswürdiges Detail erwähnt. Nicht nur der Buchtitel ist ein Zitat aus einem bekannten «Röseligarten»-Lied – auch jede Titelüberschrift ist ein passender Liederanfang oder eine Verszeile, ebenfalls aus dem «Röseligarten». Und am Kapitelanfang findet sich eine kleine Aufzählung der wichtigsten Vorkommnisse, wie wir das aus ganz alten Kinderbüchern vielleicht noch in Erinnerung haben. Beides gibt dem Buch seinen ganz persönlichen, unverwechselbaren Charakter.

Aber wer ist nun diese Hauptperson, die uns gleich im ersten Abschnitt entgegentritt, und deren Schicksal und Lebenslauf uns fortan immer mehr beschäftigt und nicht mehr loslässt?

«sMarili», ein 16-jähriges Mädchen aus einer kinderreichen Familie, tritt nach Primarschulabschluss und Konfirmation seine erste Stelle in der Stadt an. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf in der Umgebung von Bern, ist ihm alles Städtische zunächst einmal völlig fremd. Es wird von einer Notarsfamilie als Hausmädchen angestellt, die zugleich noch eine «Pension» führt – will heissen: einen gutbürgerlichen privaten Mittags- und Abendtisch, an dem alleinstehende Angestellte verschiedener Berufsgattungen als zahlende Gäste teilnehmen können. So muss das aus einfachsten Verhältnissen stammende Marili ganz viel Neues gleichzeitig lernen: eine gepflegte Stadtwohnung sauber halten, der Köchin bei den Vorbereitungen zu den Mahlzeiten zur Hand gehen, bei Tisch servieren, den richtigen Ton im Umgang mit den Gästen finden. Es lässt sich aber von keiner dieser Forderungen entmutigen, im Gegenteil, es ist ebenso lernwillig wie lernfähig. Freilich könnte es gleich zu Anfang verzaugen, wenn ihm bedeutet wird, dass seine bäurische Kleidung in keiner Weise zu seiner Arbeit und Umgebung passt – aus dem Konfirmationsröcklein ist es schon herausgewachsen, seine «Halb»-werktagskleider, die es mitgebracht hat, werden als zu schäbig beurteilt, auch besitzt es keine Hausschuhe, die hier unbedingt verlangt werden. Aber Marili findet einen Ausweg, lässt sich «auf Vorschuss» auf sein karges Löhnlein von einer verständnisvollen Schneiderin das Nötigste zurechtmachen. Für die Tischgespräche der Gäste, unter denen sich ein Bänkler, eine

Telefonistin, ein Tramangestellter, ein jüdischer Gelehrter, ein Sprachlehrer befinden, hat es ein waches Ohr und erfährt so manches, von dem es weder zu Hause noch in der Schule je etwas gehört hat. Man spricht über innenpolitische Ereignisse, in Frankreich ist eben die Dreyfuss-Affäre aktuell, es fallen Fremdwörter, die ein Student, ebenfalls Gast, dem interessierten Marili gerne erklärt und ihm sogar ab und zu ein lehrreiches Buch leiht. Überhaupt ist es mit seinem bescheidenen, aber offenen Wesen bei allen wohlgefallen und wird nicht abschätzig wie ein «Dienschmeitli» behandelt. Heim kann es nur am Sonntag für ein paar Stunden, und das zu Fuss, weil sein Geld für den Vorortzug nicht reicht. Am einzig freien Abend muss es an einer religiösen Andacht teilnehmen, abgeholt und heimbegleitet von einer Verwandten seiner Arbeitgeberin.

Nach einem Jahr hat Marili so viel gelernt, dass es sich zutraut, eine «richtige» Lehre zu machen und kommt zu zwei älteren Schneiderinnen nach «Buchsi» ausserhalb Berns. Hier wird es womöglich noch strenger gehalten, ja fast überwacht, muss im Haushalt helfen, statt sich ganz der Berufslehre widmen zu dürfen. Trotzdem macht es gute Fortschritte und stellt sich geschickt an. Aber mitten in dieser Lehrzeit ereignet sich etwas, das sein ganzes künftiges Leben verändern wird. Es lernt einen jungen Burschen aus seiner engeren Heimat kennen, etwas älter als es selbst, der zwar mit einer reichen Bauerntochter (der Vater ist der Arbeitgeber von Marilis Vater!) so gut wie verlobt ist, aber sich von Mari-

lis natürlichem Wesen mehr angezogen fühlt als von der Aussicht, in ein Bauerngut einzuheiraten und dafür seinen bisherigen Beruf (er ist ein tüchtiger und begabter Zimmermann) aufgeben und mit wenig Begeisterung eine landwirtschaftliche Schule besuchen zu müssen. Die beiden jungen Leute werden von ihrer Liebe förmlich überfallen und sehen sich den sie beherrschenden Gefühlen völlig hilflos ausgeliefert. Sie treffen sich heimlich – Marili vor allem mit schlechtem Gewissen und unter seiner Unerfahrenheit leidend. Die Mutter um Rat fragen kann es nicht, sonst käme ja alles aus. Wohl findet es eines Tages in der im Verstorbenen durchblätterten Zeitung ein Inserat, das ein «Aufklärungsbuch» anpreist. Aber bis es sich den nötigen Geldbetrag zum Erwerb des Buches zusammengespart hat, ist es schon zu spät...Als es sich dem Kobi anvertraut, will er es einfach nicht wahrhaben und weiss sich nicht anders zu helfen, als sich der Tatsache durch Flucht zu entziehen. Vorher wird er aber von Marilis älterem Bruder noch «z grächtem» verprügelt – dadurch kommt die Sache ins Gerede, die reiche Braut will samt ihren Eltern vom Kobi nichts mehr wissen. Aber auch Marilis Vater, der von seinem Melkerlohn seine Familie schlecht und recht durchgebracht hat, kommt dadurch in Schwierigkeiten: er verliert seine Stelle und das Wohnrecht, sucht Arbeit in Ostpreussen, die Mutter muss sich mit den Kindern in einer noch primitiveren Behausung einrichten – samt dem Marili, das (natürlich!) von den bigotten Lehrmeisterinnen kurz vor dem Lehrabschluss

mit Schimpf und Schande fortgejagt wird und sich Gelegenheitsarbeit suchen muss, mit der es auch Mutter und Geschwister noch mit unterstützen kann.

Wie sich das Marili, das jetzt Marie geheissen werden will, mit dieser neuen Situation abfindet, ist bewundernswürdig. Es will sich von seiner anfänglichen Verzweiflung nicht niederdrücken lassen, steht zu seiner «Verfehlung» und hat den festen Vorsatz, allein und ohne fremde Hilfe mit der völlig veränderten Lebenslage fertig zu werden. Ein Ziel steht ihm dabei felsenfest vor Augen: irgend einmal will und muss es dem Vater seines Kindes wieder begegnen, ganz gleichgültig, ob diese Begegnung zu einem einander Wiederfinden oder zur endgültigen Trennung führen wird. Ob und wie diese Begegnung stattfinden wird, soll hier offen bleiben. Denn der Roman ist noch lange nicht zu Ende. Werner Marti begleitet seine «Heldin» durch ein wechselvolles Leben, dem sie sich rückhaltslos stellt und versucht, für sich und ihr Kind, aber auch für die Eltern und Geschwister den denkbar besten Weg zu finden, allen Schwierigkeiten und Rückschlägen zum Trotz.

Wie dieses Leben sich gestaltet, welche Weggefährten und Ereignisse der Marie Wenger dabei helfen, es zu bewältigen, das muss man selber lesen – eine Zusammenfassung wäre nur ein armseliger Ersatz für die eigene Lektüre. Aber wie das erzählt wird – darauf noch ein wenig einzugehen ist unumgänglich. Marti berichtet bedächtig, wie seine Mundart es vorgibt, aber nie-

mals langfädig – sein Ton ist einfühlsam, aber niemals wehleidig. Der Autor charakterisiert die Menschen eingehend, aber niemals wertend – er überlässt es stets dem Lesenden, sich seine eigenen Gedanken über die handelnden Personen zu machen.

Und dann: was dieser Autor alles weiss, womit er sich bis in die kleinste Einzelheit befasst, um das Bild der Zeit genau und vollständig erstehen zu lassen – das grenzt ans Unglaubliche. Nur schon, dass er sich in die Gedanken- und Gefühlswelt eines Mädchens, einer jungen Frau hineinversetzen kann, das noch dazu fast 40 Jahre früher als er selbst gelebt hat! Wie der ländliche und der städtische Alltag zu Anfang des 20. Jahrhunderts ablief, davon kann man sich aus älteren Büchern und aus Erzählungen der Eltern und Grosseltern wohl eine Vorstellung machen. Darüber hinaus aber weiss der Autor genauestens Bescheid über die Kleidung der Frauen und Kinder jener Epoche. Er kennt die Ausstattung der Wohnungen samt Geschirr, Nipp Sachen, Textilien und der Unzulänglichkeit der hygienischen Einrichtungen, er kennt sich aus mit den Putzmethoden, mit den Kochgewohnheiten, als Gas und Elektrizität erst am Kommen waren – und nie passiert es, dass in der Pension zweimal das gleiche Menu aufgetragen wird! Noch mehr: er kann präzise sagen, was man in einer Schneiderinnen-Ausbildung lernen muss, was für Schnitte und Materialien damals Mode waren. Auch der Beschaffenheit von Velos widmet er seine Aufmerksamkeit – muss er ja, weil doch ein Velo (wie schon das sympathi-

sche, zartfarbene Umschlagbild zeigt) eine ausschlaggebende Bedeutung für den Verlauf der Handlung hat! Und schliesslich ist ihm auch das Hebammenwesen jener Zeit vertraut. Die männlichen Berufe werden dabei nicht völlig vernachlässigt – was z.B. der Zimmermann Kobi leistet, wird ebenso gewürdigt. Aber doch steht die berufliche Laufbahn der Marie im Vordergrund, die vom angelernten Küchen- und Servicemädchen zur Saaltochter aufsteigt, einem Posten, der in der sich entwickelnden Hotellerie bestes Ansehen geniesst.

Aufschlussreich und sogar unterhaltsam zu lesen ist in diesem Zusammenhang die Liste der Quellen (im Anhang), aus denen der Autor alle diese profunden Kenntnisse erworben und vertieft hat.

Es ist im besten Sinn des Wortes ein Entwicklungsroman, den wir vor uns haben, das lebensvolle Bild einer jungen Frau aus für uns längst vergangener und dann doch eigentlich nicht gar so weit zurückliegender Zeit. Und dieses Bild, dieses Leben vermag uns vom Anfang bis zum Ende zu packen und zu bewegen. Möge es vielen, vielen Leserinnen (und Lesern) zum gleichen intensiven Leseglück verhelfen!

SYLVIA SEMPERT

Werner Marti *Dä nid weiss, was Liebi heisst. Bärndütsche Roman us der Zyt vorem erschte Wältchrieg.* Zytglogge Verlag, Bern 2001. 549 Seiten. Fr. 48.– ISBN 3-7296-0622-0

## CHURZUM WIEHNACHT

*Neue Weihnachtsgeschichten,  
berndeutsch.*

**W**eihnachtsgeschichten kann es nie genug geben! Wer um die Weihnachtszeit herum etwas zum Vorlesen braucht oder sich selber auf diese Tage einstimmen möchte, ist stets auf der Suche nach neuem Stoff.

Freilich sind uns auch die altvertrauten Geschichten (von Rosegger, Lagerlöf, Storm, Elisabeth Müller, um nur einige zu nennen) jedes Jahr wieder lieb und wert. Aber manchmal möchten wir auch erfahren, was Weihnachten in unserer so veränderten Welt noch bedeuten kann. Und da kommen diese Geschichten des jungen Pfarrers Alex Kurz gerade recht. Er lässt seine Erzählungen alle in der Gegenwart spielen: im städtischen Trubel, in der Hektik der Geschäftswelt, in gestörten Familienverhältnissen, in unverschuldeter oder selbstgewählter Einsamkeit, im Angesicht von Bedrohung und Krankheit. Und immer ereignet sich in ihnen das kleine Weihnachtswunder – es besteht darin, dass Menschen, wohl doch vom eigentlichen Weihnachtsgeschehen angeührt, für einmal versuchen, einander zu verstehen, aufeinander einzugehen. Und ganz verschämt versteckt sich dazwischen die Legende vom kleinen Engel, der rebelliert, weil er nie an Orte